



# Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 15.

Wiesbaden, den 9. Januar 1916.

5. Jahrgang.

## Inhaltsangabe:

„Verbannt“ von H. H. Ehrler. — „Königin-Mutter“ von R. Krämer. — „Das war der Tag von Gorlice“ von A. Starf. — „Der abgetakelte Gentleman“ von H. Huch. — „Sein Paket“ von E. Seilgebauer. — „Halb um die Welt zur Kriegszeit“ von E. Engelhardt (6. Fortsetzung). — „Wilderbogen fürs Haus.“ — „Lustige Ede.“

## Zum Geleite.

Wenn wir nur in uns selber in Ordnung wären, dann würden wir viel mehr Freude an den Dingen dieser Erde haben. Aber wenn ein Uebermaß von Wünschen und Begehungen in uns ist, so hören wir nur diese immer an und vermögen nicht die Unschuld der Dinge außer uns zu fassen.  
Adalbert Stifter.

## Verbannt.

Von Hans Heinrich Ehrler.

Ein deutscher Dichter ist beim Ausbruch des Krieges in Java festgehalten worden. Man las einmal, in der Zeitung abgedruckt, einen Brief von ihm, der ob seines still traurigen Wesens ergriff. Und jetzt liest man die Gedichte seines Heimwehs.

Der Dichter zog vordem oft hinaus und brachte zauberhafte Bücher mit aus den Wundern der Welt. Keins ist darunter, das uns so viel Glanz gäbe.

Es war auffallend, viele seines gleichen gingen in den letzten Jahren reisen. Sie fanden ein Angenügen daheim und mußten fort, nach Afrika, nach Südamerika, nach Indien, nach China. Auch die mildesten und bedächtigtsten gerieten in Unrast. Es war wie ein Wettstreit, wie eine Forderung, die zu erfüllen hatte, wer gelten wollte.

Selbst die Poeten hatte, ein geheimer Weisheit seiner Stärke, so der Drang befallen, der das deutsche Volk neuerdings nach außen lehrte. Hatten Wirtschaft und Handel und Politik sich über die Grenzen gezeitigt, so taten es schließlich auch die Seele und ihre Künster.

Nicht auf dem Flügel der Phantasie, wie vordem zur Zeit, da noch keine Schienen und Dampferspuren die Fernen zusammensogen; sie machen sich selber auf den Weg, um zu suchen, was schließlich doch nur der Phantasie zu finden beschieden bleibt.

Nun sitzt ihrer einer draußen und, die Welt, in die er entließ, ist ihm zum Gefängnis, die enge Heimat aber zur Welt geworden. Immer muß ich an ihn denken, der mir ein Sinnbild und Inbegriff eines vielleicht tragischen Wandels unserer Art wurde.

Er sitzt tausende Meilen weit auf der anderen Seite der Erdkugel mit einem Herzen im Leib, das krank und arm geworden ist in der überfließenden Pracht der Tropen. Wie oft wohl greift er nach diesem Herzen und

sagt zu ihm: „Warum kannst du nicht aus dieser Brust entfliegen?“

Seine Hand schreibt Reime nieder, die keinen Prunk mehr kennen, sondern so einfach und ungeschmückt sind, wie Worte des Kindes an die Mutter. Die Dichtung ist wieder heimgekommen, wohin der Dichter nicht kommen kann, zum Laut der Natur und zur Stimme des Blutes.

Einer Blume der heimatischen Wiese gilt ihr Antlitz, dem die Palmen und Feuerblüten dort erloschen.

Auch mich trieb es, einen Spätling, einmal hinaus. Weniger kühn, gelangte ich nur bis nach Italien. Doch geschah mir's schon bei diesem Wagnis, daß ich mich von der Stunde an, da die Eisenbahn aus dem Wall der Alpen fuhr, in einer fremden Luft ausgefetzt fühlte, daß mein Unbewußtes unter allen reichen Gesichtern und Erlebnissen immer gleich wie nach einer Erlösung darnach fragte, wann mein Weg wieder zurückgehe.

Seitdem ist die Heimat neu und lieber belichtet, jeder Gang und jede Fahrt in die Nachbarschaft wird eine Reise, in einer freundlichen Ueberraschung landend.

Wie wird es denen sein, die von den Schranken des Krieges in der Ferne gehalten sind? Den hunderttausenden des Geschäftes und Abenteurers, denen gleich dem Dichter auf einmal das Vaterland verschlossen wurde?

In der deutschen Sprache nannte man früher die Fremde das Elend. Schön und tief wandelte das Wort im Lauf seines Brauches den Sinn. Uns spricht es nur noch von Leid und Verlassenheit.

Und was sind unsere schönsten Lieder und tiefsten Geschichten? Geschichten und Lieder des Heimwehs.

Die schwere Prüfung führt wieder zu den Quellen. Wir nennen heute wieder Glück, was unsere Vorfahren Glück nannten: Die Heimat.

Wir sehen die Brüder da und dort über die Kontinente hin stehen, all ihr Wesen Deutschland zugewendet. Mancher

Arm wiegt ein Schwert, das er nicht fallen lassen, manche Hand spannt einen Hahn, den sie nicht abdrücken kann. Von Wünschen sind die Winde und Wolken beladen von überall her.

Ja, dies Zeichen geschah an uns: Die entriegelten Brunnen unseres Volkes sind wieder zusammengelaufen. Ungezählte Männer haben Gefahr, Mühsal und Gefangenschaft auf sich genommen, durch den Ring der Feinde in die Reihen des deutschen Heeres zu gelangen. Einer der rührendsten unter den in meiner Mappe liegenden Briefen brachte mir die Klage eines herüber wollenden jungen Freundes aus Amerika. Inzwischen ist der Capser dem Brief gefolgt und kämpft in Rußland.

Groß, schier heilig, blieb auch eine Zeitungsnachricht aus den Septembertagen 1914. Da fand man in den hohen Cordilleren ein paar junge Schwaben mit erfrorenen Gliedmaßen. Sie hatten sich von jenseits über das arge Gebirge aufgemacht, um in einen brasilianischen Hafen zu kommen. Man sollte ihr Andenken in der Geschichte der Deutschen überliefern.

Wer aber will uns widerstehen?



## Königin-Mutter.

Von Klementine Krämer.

Fräulein Elisabeth geht mit trippelnden Schritten auf hohen Stöckeln quer durch den Raum. Neben ihr mit gemessener Gewähltheit, die Proberdame.

Das also ist nun das moderne Mantelkleid, Frau Gräfin. An milderen Wintertagen ohne Jacke zu tragen, nur mit der Pelzstola darüber. Und bei großer Kälte unter dem Mantel.

„Ach so,“ macht die Dame, „da habe ich mir nun etwas ganz anderes vorgestellt, wissen Sie,“ und sie blickt dabei auf zu der jungen Verkäuferin. Und dann bleiben ihre Augen hängen an diesem auffallend feinen schwarzen Köpfchen. — Uebrigens — da war kein Zweifel — diesen Kopf mußte sie schon einmal irgendwo gesehen haben. Wo doch nur? — Wo konnte die Gräfin von und zu Jupott und Planstaedt der Verkäuferin schon einmal begegnet sein? — wo doch nur?

Fräulein Elisabeth steht wartend. Ihr dunkelhäutiges Gesichtchen hat sich leise rötlich gefärbt. Vielleicht empfindet sie den forschenden Blick der Dame.

Die Gräfin erhebt sich. Sie wäre zerstreut, sie habe nicht den rechten Sinn heute für Toilette. Nämlich — und nun tut die stolze Gräfin Jupott und Planstaedt etwas, was keiner für möglich gehalten haben würde: sie spricht zu der Verkäuferin von den Angelegenheiten ihres Hauses. Nämlich sie habe von ihrem Sohn aus dem Felde schon seit mehr denn einer Woche keine Nachricht. Dies sei der Grund, weshalb sie ihre Gedanken heute nicht zusammenhalten könne.

Das junge Mädchen vor ihr greift unwillkürlich in die Tasche, die nach der neuesten Mode vorn an dem biedermeierlich anmutenden Taftkleidchen angebracht ist, und hält etwas mit der Hand fest — ein Papier oder einen Karton — davon ein weißes Etchen herauspöht.

Die Gräfin erhebt sich. Hoch, schlank, elegant, vornehm. Fräulein Elisabeth geleitet sie zur Tür. Wie die Dame die Klinke schon in der Hand hält, sagt die Verkäuferin rasch und wie von plötzlichem Entschluß: „Pardon Frau Gräfin, . . . gnädige Frau . . . ich . . .“ Die Angeredete wendet sich: „Verzeihung, Frau Gräfin, ich . . . ich — ich glaubte, Frau Gräfin hätten den Muff vergessen . . .“

Die Gräfin Jupott schläft schlecht diese Nacht. Gottgott der Junge! Immer steht er ihr vor Augen — immer Wolf-Christian! Bald steht sie ihn mitten in der Schlacht oder aus vielen Wunden bluten, oder tot im Schützengraben liegen. Sie will lieber schon gar nicht mehr ein-

schlafen, nur um diese Bilder des Grauens nimmer sehen zu müssen. Aufrecht sitzt sie in ihrem Bette. — Doch wie — da muß sie doch wieder geschlafen haben? — Nun fährt sie in die Höhe; völlig erwacht.

Seltzam, dieses junge reizende Mädchen aus dem Schneideratelier, an das sie seit gestern abend nicht mehr gedacht, steht mit eins wunderbar deutlich vor ihr. Jedoch nicht wirklich, sondern als ein Bild. Mitten in einer Winterlandschaft und auf Skiern. Richtig als Amateurbildchen, und zwar — in Wolf-Christians Photographiealbum.

Da wirft die Gräfin Jupott das leichte Morgen-gewand über, geht hinüber in des Sohnes Zimmer und öffnet seinen Schreibtisch. Damit tut sie kein Unrecht, denn ehe der junge Graf hinausgezogen, hat er ihr selbst den Schlüssel dazu gegeben. Nur der Inhalt der oberen Schublade, sagte er, sei ungelesen zu verbrennen — nach — nach seinem — also, wenn er nicht wiederkehre.

Wolf-Christian hatte ein paarmal geschludt. Aber von Weinen war natürlich nicht die Rede. Ein junger Leutnant, der weinte!

Alles andere sollte die Mutter getrost durchstöbern, wenn es ihr Spaß mache, bloß — und nun hatte sich der junge Graf schon gänzlich wiedergefunden — bloß tue sie es auf eigene Gefahr, denn es fände sich doch am Ende allerlei, von dem Königin-Mutter denken möchte . . .“

„Königin-Mutter!“ — Das war der Gräfin Neß- und Kosenname. Königin-Mutter, so streng und vornehm und feudal, meint er.

Sie konnten sich nicht einigen, sie und ihr junger Sohn: „Ob ich ein Graf von und zu heiße, oder Herr Müller oder Meier, sieh mal Muttdchen, das ist doch alles gleich. Wer zöge nicht einer klipperklapperdürren Prinzessin ein frisches Bürgermädchen vor?“ Und es entschimmert ein Strahl, wie ein blitzender Stern in der Julinacht. „Weißt du, Mutter, in der französischen Revolution zum Beispiel, haben sie dergleichen Vorurteil glatt zum Speichers-ram geworfen, derlei antiquiertes, petrefaktes Gerümpel, verzeiht, Königin-Mutter.“ — „Und danach?“ — erwidert die Gräfin — „danach haben sie langsam all die schönen Dinge wieder vorgeholt aus der Rumpelkammer, hm? — nein, mein Junge, du überzeugst mich nicht, Unterschiede müssen und werden immer sein. Das ist so geworden und gewachsen, Natur- und Gottgewollt — und darum wird es bleiben, und soll so bleiben — immer.“

Der Gräfin sind derlei Gespräche im Sinn, wie sie langsam das Album — in weißes Schweinsleder gebunden und das Wappen derer von Jupott und Planstaedt golden eingepreßt — der Schublade entnimmt.

Die Gräfin weiß sich kaum zu trennen von dem Bildchen, so tief allein wie sie ist in dieser sorgenbeschwerten Nacht: Als wäre hier die Antwort auf die Frage nach des Sohnes Geschick.

\*

Die Jose reicht auf silberner Tablette die Morgenpost. Nichts! Wieder nichts. Wohl liegt da ein Feldpostbrief, doch nicht von ihm. Sondern von Heinz-Emanuel Jupott-Giebichenstein, ihrem kleinen Vettersohn. Und dann ein paar Drucksachen. Und da noch ein Brief, von fremder, großer zügiger Hand: Hochverehrte gnädige Frau, da ich Ihre Beunruhigung, sehr verehrte Frau Gräfin, wegen Ihres Herrn Sohnes wohl ermessen kann, erlaube ich mir hierdurch mitzuteilen, daß sich Graf Jupott wohl, und augenblicklich in Ruhestellung befindet, wie ich einer gestern an mich eingetroffenen Feldpostkarte entnehmen kann. Mit ausgezeichnetster Hochachtung Elisabeth Winter.

„Gott sei Dank!“ denkt die Mutter, „Gott sei Dank, daß er lebt, woher auch immer die Nachricht mir kommt.“

Da ist ihr aber als sünde Wolf-Christian vor ihr, mit hell-frischen Jungenaugen, die ihm das Leben noch nicht getrübt und fragte fast strafend: „Woher auch immer . . .? Königin-Mutter?“ Strafend und mahnend und auch nicht mit dem kleinsten Anflug von Neckerei wie sonst. Und er betont: Königin-Mutter, Mutter sei königlich, Mutter, du!

\*

Da bedenkt sich die stolze Frau lange. Bis sie schließlich vor dem jungen Mädchen in dem Schneideratelier steht mit einem großen Strauß der schönsten weißen Rosen: „Mein liebes Fräulein, wie danke ich Ihnen . . .“ Fräulein Elisabeth macht beinahe eine Hofverbeugung — soll sie seiner Mutter die Hand küssen, die freundlich in der ihren ruht?

Doch schon spricht die Gräfin Zupott und Planstaedt: „Und nun zeigen Sie mir bitte noch mal das Mantelkleid, dafür interessiere ich mich sehr.“



## Das war der Tag von Gorlice.

Von Adolf Stark, Marienbad.

Ein kühler Maimorgen. Im Westen stehen noch im verblassenden Glanze die letzten Sterne, während schon die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne sich in den Tautropfen, die rings an Gräsern und Sträuchern hängen, regenbogenfarbig brechen. Still und ruhig liegen die Felder, ein Bild des tiefsten Friedens. Nirgends ein Laut, nirgends eine Bewegung. Wüßten wir es nicht, daß die blaugraue im Morgendunst verschwimmende Gestalt da draußen eine unserer Feldwachen ist, wir würden darauf schwören, es sei ein Weidenstrauch. Hinten im Gebüsch trillert ein Singvogel sein Morgenlied: immer dieselben vier Töne, erst drei steigend, dann nach kurzer Pause plötzlich fallend. Längere Pause. Und wieder dieselbe Melodie: ti—ti—ti—ti. Eintönig klingt es und doch nicht unangenehm. Wir liegen und lauschen und vergessen, wo wir sind und daß Krieg ist und denken an dabei.

Plötzlich brüllt ein Ungetüm irgendwo weit hinter unserem Rücken auf. Erschrocken fahren wir empor. Jede Phantase verlagert gegenüber diesem unvermittelten Uebergang aus tiefster Stille in das unheimliche Brüllen. Ich finde keinen anderen Ausdruck dafür, obgleich auch dieser das Wesentliche nicht annähernd wiederzugeben vermag. Unsere Sprache ist zu schwach zur Schilderung; ein Goethe müßte erstehen, der für das Neue, Niedergewesene neue Worte findet. Irgendwo hinter dem Walde liegt wohl ein Ungetüm von unermeßlicher Größe; wie eine Ameise gegen einen Elefanten, so nimmt sich der Drache der Fabeln oder das vorweltliche Riesentier aus, wenn wir versuchen, uns das Ungeheuer zu vergegenwärtigen. Denn viele Meilen weit muß sein Rachen sein, schallt doch das Gebrüll von überall in der Runde. Der ganze weite Horizont hinter unserem Rücken scheint ein einziger brüllender Schlund. Und ununterbrochen geht es weiter, Stunde um Stunde. Nur selten ganz kurze, sekundenlange Pausen, als schöpfe der Riese Atem zu neuem Schreien.

Vor uns das Land liegt weiter ruhig und leer. Höher steigt die Sonne, die regenbogenfarbigen Tautropfen verschwinden. Ein leichter kühler Wind streicht über die Felder. Unheimliche Vögel kommen von rückwärts her über unsere Köpfe hinweggeflogen. Wir sehen sie nicht, so rasch ist ihr Flug, nur das Säusen und Surren des Fluges hören wir. Und wir lernen bald verschiedene Arten durch das Ohr unterscheiden. Da sind welche, deren Flug klingt wie das Bischen einer Riesenschlange. Andere wiederum heulen wie Nebelhörner auf hoher See. Diese zwei Arten sind die häufigsten. In ungezählten Schwärmen kommen sie hergeflogen, aus der Richtung, wo das brüllende Riesenumgeheuer liegt. Manchmal aber, es mag so drei bis vier mal in der Stunde sein, da fliegt ein Riesenvogel über unsere Köpfe, so groß, daß wir ihn sehen, vorüberhutschen sehen in unheimlicher Schnelligkeit hoch oben im Aether; das heißt, wenn wir es wagen und den Blick emporheben. Aber ein banges Gefühl, das stärker ist als Vernunft und Wille, zwingt uns zum Niederdrücken, wie das Bild in der Nähe des Jägers, zwingt uns, den Blick zu Boden zu richten. Wir wissen, diese Geschöpfe sind unschädlich für uns, gehen doch hinweg über unsere Köpfe und lassen sich erst weit weit draußen nieder, jenseits der verschwimmenden Feldwache. Aber doch, es ist stärker als die Vernunft, ein Urinstinkt aus den Tagen der Kindheit des Menschentums, da der Herr der Erde noch ein schwaches Geschöpf war, verfolgt von und gejagt von tausend anderen, stärkeren Geschöpfen, gegen deren Uebergewalt es kein anderes Mittel gab, als sich schein zu verbergen oder zu fliehen. Und der Mensch, derselbe Mensch, der die brüllenden Riesenumgeheuer geschaffen und die unheimlichen Riesenvögel, derselbe Mensch fühlt sich seinen Geschöpfen gegenüber so klein und schwach, daß die Instinkte der schublosen Urzeit erwachen und aller Mut dazugehört, sie zu unterdrücken.

Wieder kommt ein Riesenvogel geflogen; in den Lüften heult und braust es, als kämpften da droben die entseesselten Windgewalten einen verzweifeltsten Kampf. Und schon ist er vorüber und verschwindet irgendwo in weiter Ferne am Horizont. Wir können nicht sehen, wie weit. Nur eine blasse Röte beginnt aufzusteigen, sich mit dem Blau des Himmels zu seltsamen Farben vermischend. Und wir wissen, daß da weit hinten irgendwo eine furchtbare Feuersbrunst wüten muß.

Seltam und schauerlich nicht von diesem Toben in den Lüften die Ruhe und Stille ab, die über dem weiten Lande vor uns liegt. Selbst die Feldwache, so leblos sie schien in ihrer starren Ruhe, selbst die ist nicht mehr zu sehen. Rechts neben mir auf der Anhöhe steht ein Offizier, eine kleine gedrungene Gestalt. Wie aus Stein gemeißelt steht er da und starrt hinaus in das Land. Die Rechte, gehoben und im Ellbogen gebeugt, hält ein Glas vor die Augen. So steht er nun schon Stunden. Uebrigens, vielleicht sind es auch nur Minuten, die sich mir zu Stunden dehnten. Ich habe jedes Maß für die Zeit verloren, seit der unsichtbare Riese heult und heult, daß jeder Nerv in unserem Leibe bebt, seit das Land da unten so still und tot liegt, als habe das rätselbaste, schreckliche Geschöpf alles Lebendige verschlungen. Und ich allein bin übrig geblieben; denn da die unbewegliche Gestalt zu meiner Rechten hat nichts Lebendiges an sich.

Der Krieg von 1914 wird keinen Maler finden, der ihn verewigt, keinen Dichter, der ihn besingt. Denn über menschliches Können ginge dies Untersagen. Vielleicht, daß ein musikalisches Genie sich findet, das es vermag, die Töne wiederzugeben, das einzig Lebendige, einzig sinnlich wahrnehmbare. Aber auch die Töne sind nichts ohne die große, ich möchte sagen, räumliche Stille des leeren Schlachtfeldes. Nein, den Krieg der Gegenwart muß man erleben; ihn schildern, ihn beschreiben vermag keiner.

Mich faßt ein Entsetzen vor der Stille und Leere; nur etwas Lebendiges leben, wäre es auch ein Hüllenraden. Ich laufe nach rückwärts dorthin, woher das Brüllen kommt. Und plötzlich, jenseits des Hügels, hinter dem Waldestrand tolles, buntes Leben. Fuhrwerke aller Art, Munitionswagen, Fahrflüchen, Bauernwagen, Automobile, scheinbar ein unentwirrbarer Knäuel. In dichter Masse schiebt es sich über die Straße einher. Rechts und links in den Feldern zu beiden Seiten des Weges marschieren Truppen. Wisweilen kommt ein Reiter herangesprengt; im weiten Bogen, um nicht aufgehalten zu werden, umreitet er die Infanteriecolonnen und ist im nächsten Augenblick verschwunden.

Ich merke, daß ich hungrig bin. Das kommt mir selbst komisch vor, jetzt hier ans Essen zu denken. Und doch bin ich hungrig, doch verlangt der Magen sein Recht. Ich steige über den Abhang und sitze bald darauf auf einem kleinen Rasenbügel, die Menageschale mit der dampfenden Suppe und dem großen Stück Fleisch in den Händen haltend. Vor der Fahrflüche steht ein Mann, hält dem Koch die Schale unter die Nase, die nicht ganz voll ist, und verlangt schreiend seinen gebührenden Anteil, streitet sich um ein Bröckelchen Fleisch und das Angesicht des Todes, der da hinten brüllt und seine verderbenbringenden Vögel ins Weite sendet. Und ich sitze dabei und trinke aus der dampfenden Menageschale die heiße Suppe, vorichtig schlürpfend, um mir nicht die Zunge und die Lippen zu verbrennen. Grotesk das Ganze und doch, schließlich, ist nicht unser ganzes Leben so grotesk? Ist der Tod uns in Friedenstagen weniger nahe, weil er nicht brüllt und tobt; sondern auf leisen Sohlen geschlichen kommt? Und ist das Gesänke und Getrebe und Getue des bürgerlichen Lebens vielleicht wichtiger als die volle Menageschale? Oder ist es nicht im großen Ganzen das Gleiche? Der Kampf um das volle Maß des Lebensgenusses, der Daseinsfreude?

Ich kehre zu meinem ersten Standpunkt zurück. Das weite Feld ist nicht mehr leer; kleine graue Pünktchen schleichen durch das Getreide, springen über die Wiesen, werken sich zu Boden, stehen wieder auf, und wiederholen dies Spiel immer wieder. Wüßte ich nicht, daß das unsere vorgehenden Schwarmlinien sind, wüßte ich nicht, daß da unten der Tod reiche Ernte hält und mancher nicht mehr aufsteht, der ins Gras sinkt, das Ganze sähe geradezu possierlich aus.

Man bringt Verwundete getragen; die Arbeit des Arztes beginnt, ich habe nicht mehr Zeit, zu gaffen und zu träumen. Nur einmal mache ich Halt in der heißesten Arbeit; das ist in dem Momente, wo plötzlich das stundenlange Brüllen abbricht, als wäre das Ungeheuer versunken oder jäh verreckt. Ich halte den Atem an und das Herz klopft mir bis in die Kehle hinauf. Ich weiß, jetzt ist die Sturmfront erreicht, jetzt brechen die Unseren mit Hurrah vor, durch die Drahthindernisse, hinein in die feindlichen Gräben. Wird es gelingen?

Das war der Tag von Gorlice, da die russische Front zerbrochen wurde.

## Der abgetakelte Gentleman.

Von Rudolf Huch.

Gewisse Kreise unserer oberen Zehntausend, ich meine des Geldbeutels, haben sich die erdenklichste Mühe gegeben, ihn den Engländern nachzumachen.

Die Mühe war von vornherein verloren.

Der Gentleman ist ein Gebilde, an dem ganze Völker gearbeitet haben, wenn auch in der Mehrzahl nicht freiwillig. Helatomben von Menschen sind geopfert, andere nicht nur ungezählte, was ja nichts besagen wollte, sondern unzählige sind in ihrem Wesen vergiftet, ihres Menschentums entleidet, damit sich der Gentleman heranbilden konnte.

Für uns, die wir nicht eingeteufelt sind, gibt es in der Weltgeschichte kaum etwas verrückteres als das Verfahren der Spartaner gegen ihre Sklaven. Bekanntlich veranstaltete der Staat Jagden auf sie und machte sie betrunken, um die jungen Spartaner an Härte zu gewöhnen und vom Trinken abzuschrecken.

Die Engländer halten eine Reihe von Völkern, zwar nicht förmlich, aber tatsächlich im Stande der Hörigkeit, sie haben Sklavenhandel und Sklavenjagd in der fürchterlichsten Form begünstigt, sie haben Chinesen durch Opium, Neger und Indianer durch Branntwein zugrunde gerichtet, sie haben die Völker Europas aufeinandergehetzt, sie tun das alles heute noch; sie verachten ihre Opfer, wie der Spartaner seine Sklaven.

Ich will mich hier nicht in Erörterung darüber verlieren, ob ein Staat einen Zweck hat oder um seiner selbst willen da ist. Der erste Fall scheidet aus, denn die Engländer haben seit langer Zeit nichts mehr für die Welt geleistet. Keinen Gelehrten, Künstler, Denker hat der britische Boden in unserem Zeitalter gezeugt, den die Kultur nicht ohne Schaden, ohne es auch nur zu merken, entbehren könnte.

Ein Staat mag begrifflich noch etwas anderes als die Gesamtheit seiner Angehörigen sein, in der Wirklichkeit stellt er sich nur als diese dar. Es ist nicht anders: all die Opfer an Menschenleben, Menschenglück und Menschenwürde sind gebracht, damit der Gentleman lebe.

Es war der Mühe wert.

Bei den alten Chinesen, die sicherlich wußten, was Aristokratie heißt, galten bekanntlich ungestaltete Klumpen statt der Füße und meterlange Krallen statt der Fingernägel als Merkmal der Vornehmheit, weil sie jede körperliche Tätigkeit offenbar unmöglich machten.

Bei dem Gentleman wäre das wegen des Sportes ein Unding. Zum Ausgleich hat sich die Züchtung mit gutem Erfolge bemüht, in ihm einen Menschen zu schaffen, dem es auf der Stirne geschrieben steht, daß er sich niemals mit geistiger Arbeit befaßt. Es kann ja auch am Ende kaum ein Zufall sein, daß die geistigen Leistungen Alt-Englands in dem Augenblicke aufgehört haben, wo der Gentleman fertig war.

Man sagt, er wäre der geborene Staatsmann.

Wenn ein Staatsmann etwas leistet, so bedeutet seine Leistung mehr als die der anderen. Aber wie viele Staatsmänner gibt es denn, in England versteht sich, bei denen von einer Leistung zu reden ist? Etwa so viele, daß sie die Merkmale des Gentleman irgendwie veränderten?

Die Wirklichkeit hat immer Recht. Wenn ich einen echten Gentleman zeichnen könnte, braucht' ich nichts weiter zu sagen.

Führt man als neugeborener Referendar zum erstenmal das Protokoll, so staunt man Richter und Anwälte wie Eingeweihte einer tiefen und schwierigen Geheimlehre an. Diese Ehrfurcht gibt sich, wenn man sich an das herkömmliche Juristendeutsch gewöhnt und sich die bekannte äußerliche, bald mechanisch wirkende Geschäftsgewandtheit angeeignet hat, also bei einer nicht allzu tief unter dem Durchschnitt liegenden Begabung rasch.

In England haben nicht nur die Diplomaten und die Regierung, sondern auch die Mitglieder beider Häuser, die bekanntlich mit sehr wenigen Ausnahmen zu den Gentleman gehören, ihre Geheimsprache. Der Laie staunt, und

wenn er sich hineingelesen hat, staunt er weiter, nämlich darüber, wie gering auch heute noch die Weisheit ist, mit der man regiert.

Vielleicht ist es richtiger, zu sagen: gerade heute. Denn die kläglichen Ergebnisse der englischen Politik scheinen mir zum größten Teil darin zu liegen, daß man die überlieferten Methoden unverändert angewandt hat, die doch die Welt, wie das nun einmal in ihrer Art liegt, eine andere geworden war.

Das mag auf sich beruhen. Schlaueheit ist jedenfalls nicht Weisheit, sie beruht nicht auf geistiger Arbeit. Eduard VII. war das Muster eines Gentleman und eines englischen Politikers. Sehr weit liegt es nicht hinter uns, daß nicht nur englische, sondern auch deutsche Schriftsteller, und es waren angesehenere darunter, aus dem lustigen King einen rabenumrauschten Weiskönig machten. Immerhin, sie liegt hinter uns, diese Zeit, in der die erfolgreichen Schlaueköpfe als Riesengeister gefeiert wurden; leid muß man vorsichtigerweise hinzufügen: einstweilen.

Wenn der Gentleman Künste und Wissenschaften förderte, so wirkte er nicht nur das Gute, er leistete auch etwas. Es wird ja noch nichts damit gefördert, daß der Mäzen Geld hergibt; er muß es auch mit Verständnis tun, und das erwirbt sich nicht ohne geistige Arbeit. Aber man muß auch hier sagen, der Gentleman ist um seiner selbst willen da. Das Kunstwerk, das er der Welt schenkt ist er selbst, wie er im Theater, auf dem Rennplatz, am Badestrande und Gott weiß wo in Erscheinung tritt, angetan mit den erlesenen Stücken, die ihm sein Schneider sein Schuster und wer sonst noch zu seinen Gehilfen zählt geschaffen haben.

Im übrigen umgibt er sich nicht mit Kunst, sondern mit Komfort. Auch seine Bauten erheben sich kaum über einen geschmackvollen Komfort. Geschmack wird ihm ja überhaupt niemand absprechen.

Ich freue mich wirklich, daß ich den kleinen Schattenriß mit dieser Anerkennung beschließen kann. Es hätte doch etwas Gefühlloses, sich gerade jetzt ganz und gar absprechend mit dem Gentleman zu befassen. Er muß erschütternd wirken in seiner einsamen Schönheit. Ein Schauspiel, das man mit Furcht und Mitleid genießen möchte, wie die leider oder Gott sei Dank unmögliche Tragödie Caruso vor leerem Hause.

Einen Auftritt aus der Tragödie „Gentleman“, der in seiner zermalmenden Wirkung fast über das ästhetisch Zulässige hinausgeht, haben wir mit Grausen von weitem erlebt: mehr als ein Gentleman ist von seinem Eisgipfel so tief in den Abgrund gestürzt, daß er — geschimpft hat.

Der verstehende Epilog des ganzen großen Schauspiels aber findet sich oder fand sich, man hat ja so manches von den alten hübschen, harmlosen Sachen gestrichen, in dem Leipziger Kommersbuche in Form einer kleinen Dichtung in Prosa. Ein Bruder Studio von der alten Schule setzt dem Rektor auseinander, was jede Stunde des Tages und der Nacht von ihm fordert und fragt am Ende mit Recht: Nun, lieber Herr Rektor, sagen Sie mir, wo bleibt da Zeit zum Ochsen?

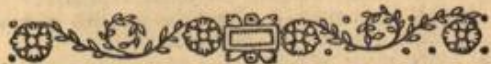
Man soll es nur nachschaffend erleben, sofern man dazu überhaupt imstande ist, welchen Aufwand an Zeit, Aufmerksamkeit, Kraft zur Entschließung der Gentleman allein auf seine Kleidung verwenden muß, und man wird es nicht begreifen, daß er seine anderen Aufgaben, von der unberührten Gönnermiene im Theater bis hinauf zu dem Wetten auf dem Sattelplatze, übrigens eine Tragödie in der Tragödie, so unnachahmlich zu erfüllen vermag. Sich den Pflichtenkreis eines großen Lord vorzustellen, soll man gar nicht versuchen. Es muß ein Studium dazu gehören, allein die verschiedenen Aemter der Dienerschaft, da wir denn einmal über keinen würdigeren Ausdruck für diese edel stilisierten Säulen vornehmer Häuser verfügen, auseinander zu kennen. Wird aber etwa dem Haushofmeister eine nicht in sein Ressort gehörige Leistung zugemutet, so kündigt er unerbittlich, und das will ja wohl etwas mehr besagen als bei uns ein Entlassungsgesuch des Reichskanzlers.

Wohin bin ich geraten?

Man gebraucht heut gern das Bild, daß der Dichter mit seinem Gegenstande ringe. Ich bekenne mich niedergerungen. Der Gentleman hat gesiegt. Aus einer Fehdschrift ist eine Hymne geworden. Auch das wird mir immer fraglicher, ob nicht bald nach dem Frieden die Versuche neu beginnen werden, ihn bei uns heranzubilden. An der ersten Vorbedingung wird es ja wohl auch bei uns nicht fehlen, an solchen, die still und entschlossen auf jede geistige Arbeit verzichten.

Nein, ich wage keinen Widerspruch. Es gibt ein Wort, das mich wie ein Messer schneiden und eben in der Wunde die Haltlosigkeit, die innere Unwahrhaftigkeit meines Widerspruches offenbaren würde.

Mein Herr, Sie sind kein Gentleman!



## Sein Paket.

Skizze von E. Stilgebauer.

Musketier Roth war gerade gestorben, als Schwester Maria mit dem Weihnachtspaket den Lazarettraum betrat. Es war in der Abenddämmerstunde des 24. Dezember und durch die hohen und kahlen Fenster des verlassenem französischen Schlosses, das nun diesem leidvollen Zwecke diente, trochen die ersten Schatten der werdenden Christnacht und kämpften mit einem letzten, blutigroten Sonnenschimmer, der draußen am westlichen Horizonte langsam erblich. Durch die hohen und kahlen Ulmen des Schlossparkes fuhr klagend des Jahres letzter Wind und spielte mit einer Handvoll welker Blätter, die er hie und da von den mit einer ganz dünnen Schneeschicht bedeckten Bosketts und Beeten draußen hob. Dem dunklen Tannenwalde, der den Horizont im Westen abschloß, strebte an dem von grauen Wolken bedeckten Himmel ein Schwarm ruhesuchender Krähen lautlos zu.

Der letzte blutigrote Sonnenschimmer spielte auf dem friedlichen Gesichte des Toten, an dessen Lager Schwester Maria auf unhörbaren Sohlen herantrat. Sie neigte sich über das jugendliche, noch von Schweiß bedeckte Gesicht, nahm ein Tuch, trocknete die Stirn des Vollendeten und schloß mit einem leichten Drucke dessen gebrochene Augen. Dann holte sie das Paket, das sie für einen Augenblick auf dem großen Untersuchungstische aus der Hand gelegt hatte, und ließ es leise auf dem Bette des Toten nieder. Denn auf der Adresse dieses Paketes war zu lesen:

An den Musketier Heinrich Roth  
zur Zeit im Felde  
Westlicher Kriegsschauplatz.  
226. Reserveregiment, 10. Komp.

Von zitternder, vielleicht schon alternder Frauenhand war das geschrieben. Aber am Ende, auf Pakete schrieb es sich im allgemeinen schlecht. So dachte Schwester Maria, sicher nur, um sich selbst ein wenig zu trösten. Denn sie kannte den Musketier Roth und dessen Familienverhältnisse weiter nicht. Sie wußte nur, daß er tagelang Unsägliches gelitten hatte.

Nachdem sie so einem unerklärlichen Wunsche ihres Herzens folgend, das Paket auf dem Bette des Toten niedergelegt hatte, holte sie aus einer Ecke des Lazarett-raumes einen Wandschirm und stellte den vor das Lager des Entschlafenen, damit die anderen nicht gestört werden und nichts merken sollten, bis der Stabsarzt dagewesen und die Leute mit dem Sarge kamen.

In der Zwischenzeit war es ganz düster geworden. Schwester Maria ließ das Licht an. Sie nahm einen Stuhl, setzte sich und fuhr in der Arbeit, ein Paar Kriegssocken zu stricken, die sie vor einer Stunde niedergelegt hatte, wieder fort. Von dem Platze aus, auf dem sie saß, fiel ihr Blick, wenn sie einmal aufschaute, gerade auf das Gesicht des Toten und auf das Paket, nach dem der wie in Sehnsucht die Hand auszustrecken schien, denn die Rechte des Musketers Roth lag schlaff und blutlos auf dem weißen Deckbett, und doch schien es Schwester Maria manchmal, als

ob diese Hand noch lebe, als ob sie in wildem Verlangen nach der Heimat greife und nach dem, was aus der Heimat kam.

Schwester Maria war eine romantische Natur. Ehe der Krieg ausbrach und sie sich wie tausend und tausend andere Mädchen und Frauen für die freiwillige Krankenpflege ausbilden ließ, war sie Redaktrice für die Frauenbeilage einer Berliner Zeitung gewesen. Ihre Gedichte und Märchen, die sie für ihr Blatt schrieb, wurden viel und gern gelesen und namentlich ihre Weihnachtslieder waren von unverkennbarem Reiz und seltener Eigenart.

Es war so der Stil Andersjens, den sich Schwester Maria ein wenig zu eigen gemacht hatte. Und die toten Gegenstände gewannen Leben, wenn Schwester Maria an sie dachte oder gar von ihnen schrieb. Und auch in dieser schweren Stunde der weihnachtlichen Totenwache bei dem jungen Musketier, den sie gar nicht kannte, war es wieder so. Zwar zwang sie sich mit aller Gewalt, an anderes zu denken und ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Arbeit zu richten, die sie unter den Händen hatte. Aber solch' ein Strickstrumpf war doch schließlich keine Arbeit, und immer wieder schweifte ihr Blick, ohne daß sie das wollte, zu dem stillen Gesichte des Toten hinüber, immer wieder zu dessen Hand, die nach den Gaben aus der Heimat zu greifen schien, immer wieder zu dem Paket, das tot und still, wie er selber in den Kissen lag und dennoch bat und mahnte: „Aber so öffne mich doch, denn siehe, jetzt bin ich endlich da!“

Schwester Maria kann sich nicht helfen. Die Märchen, die sie einst in des Friedens fernen Tagen in vorweihnachtlicher Zeit für die Kinder ihres Leserkreises geschrieben, die Gedichte, die sie in heiligem Feuer zum Preise des festes der Liebe erdormen und für die ihr das Bild, das der Verleger ihr zur Verfügung stellte, niemals stimmungs-voll genug gewesen, werden da wieder wach in ihrer Seele, und die dichtende Phantasie der Schwester arbeitet unaus-gesetzt, wie sie den Blick von dem Gesichte und der Hand des toten Soldaten und von dem Weihnachtspakete nicht zu wenden vermag.

„Mutter hat mich gestrikt, siehe mich an, deine Mutter hat mich gestrikt“, zieht es da durch den Kopf der Schwester und ihr Auge schaut einen Wams, der, als sei er durch den Zauberhauch des Märchens lebendig geworden, da drüben dem Pakete auf dem Totenbette des Soldaten entsteigt. „Alle ihre Tränen und alle ihre Gebete, alle ihre Hoffnungen und Wünsche hat sie hineingestrikt in mich. Fühle mich, nimm mich, lege mich um den Leib, den sie einst in dem ihren trug, und empfinde die Liebe und die Mühe und die Sorgfalt und die Hoffnung, mit der ich dich schützen will und umgeben, als besäße ich selbst etwas von den Armen deiner Mutter, die dich auch in der fernsten ferne des Feindeslandes halten und tragen. So komme doch, komm, breite die Arme aus nach mir und nimm mich an dich.“ . . . „Und mich kaufte Vater noch in letzter Stunde, als das Paket schon versiegelt werden sollte“, vernimmt da Schwester Maria etwas wie ein leises und silberhelles, ein flirrendes Stimmchen, und sie sieht wahrhaftig die Porzellanpfeife, die zusammengebunden mit einem Päckchen Tabak wie eine leichte Tänzerin über das Kissen zu der Hand des Toten schwebt. „Die Sorte hat der Junge immer am liebsten geraucht. Geh Mutter, löse den Faden noch einmal von deinem Pakete, packe die Pfeife und den Tabak noch dazu, er soll da draußen nicht sagen, daß Vater vergessen habe, welcher Tabak seinem Jungen am besten geschmeckt!“ Und nun tanzen Pfeffernüsse und Lebkuchen und Marzipansterne und Nessel und Nüsse und Tannenzweige und Lichtlein auf einmal einen Reigen vor den Augen der Schwester. Es ist wie ein kleines Ballett auf den weißen Kissen des Toten und ein Herz aus feiner Sandmasse, auf dem der Zuckerbäcker kunstgerecht zwei sich schnäbelnde weiße Tauben aus Croquant befestigt hat, ist es das also mit glodentlarer Stimme spricht:

„Weißt du, wer mich kaufte und der Mutter brachte und mich sandte in die weite Ferne, nein, das weißt du nicht! Das sollst du auch nicht wissen und niemals von mir erfahren, wenn du es nicht selber erraten kannst. Denn

ich lege mich mit meiner Liebe nicht an den Laden und wer mein Kommen und mein Gehen nicht erraten kann, für den bin ich tot! Aber nicht für den, der sie vernahm die Stimme der heimlichen Liebe unter der Linde im blühenden Garten des Dorfes, als der Frieden noch war und die Schwalben noch zogen in den blauen Lüften und ihr Nestchen sich bauten unter der Elternhütte weitvortragendem Dach. Weißt du es noch? Weißt du noch, was du mir damals sagtest und versprachtest? Wenn du das noch weißt, dann rät deine Seele, wer das Herz dir sandte, und dann bin ich dieses Herz, dir nicht tot. Dann empfindest und ahnst du all' die Süße und die Milde und den Wohlgeschmack, die der Zuckerbäcker von meiner Sendung nichts ahnend, in mich hineinzulegen verstanden. Denn sie sind nur Symbol von dem, was ich dir bringe in Wahrheit an diesem schrecklichen und doch schönen Weihnachtsabend der Trennung, der uns prüft und uns klärt! Siehe, die mich sandte, sahste den festen Voratz in ihrem Herzen, wenn sie wiederkommen des Friedens schöne Tage und wenn die Stürme des Blutes und der Tränen für immer gebannt sein werden von der wieder sommerlichen Erde, dir ein Leben lang zu sein Süße und Milde und Wohlgeschmack und Speise, so daß dich und deine Seele nach keiner anderen jemals verlangt. Solches gelobend in dem Innersten ihrer Seele legte sie mich in die Hände deiner Mutter und die steckte mich zu dem Wamsje und der Pfeife, zu dem Tabak und den Sternen, und so fuhr ich lange Tage und lange Wochen weiter und weiter in die Ferne bis zu dir und nun ist mich auf. . .

Die glockenklare Stimme, deren Ton Schwester Maria bis dahin vernommen, schwieg. Tränenden Auges schaute die Schwester auf. Reglos lag dort der tote und reglos dort das Paket. Auf den Augen, die sie für immer geschlossen und die sich nie mehr öffnen werden, liegt der milde Schimmer des weihnachtlichen Lichtes, das für sie auch von der elektrischen Krone im Saale des französischen Schlosses, den sie in ein Lazarett umgewandelt haben und in dem das Prunkstück hängen geblieben ist, auszugehen vermag. Schweigend erhebt sich Schwester Maria. Sie breitet ein Tuch über das Gesicht des Toten, nimmt das Paket, schreibt mit zitternden Händen auf dessen Adresse: Unbestellbar, da Empfänger verstorben, und weint. . .

Draußen in weiter Ferne hebt eine Glocke an zu läuten. In der Dorfsirke von Montry sind deutsche Soldaten zur Weihnachtsandacht versammelt, von dort tönt es jetzt leise:

O du fröhliche, o du selige,  
Gnadenbringende Weihnachtszeit!

Schwester Maria wirft noch einen Blick auf das Bett des Toten und sammelt:  
„Er ist erlöst!“



## Halb um die Welt zur Kriegszeit.

Von Emil Enachardt.

(6. Fortsetzung.)

Man meidet meine Gesellschaft etwas! Sehr vernünftig! Es ist also — aus „Diplomatie“ scheinbar besser, sich nicht mit mir suspektem Deutschen einzulassen, der vielleicht . . . man weiß ja nicht. . . schlechte Empfehlung. —

Diese Engländer haben sechs Wochen kein Land und hatten bis gestern sehr schweres Wetter, drum fühlen sie sich so „sicher“ und behaglich. Wenn man freilich nachts so viele Lichter ansteckt, ist man eine schöne Zielscheibe. —

Heiße Wünsche sandten wir in die schwarze Nacht und in den sonnigen Tag — aber kein U-Boot tauchte auf!

12 Uhr. Ein Intermezzo, Personen: Die Mutter. Die Tochter. Der englische Offizier.

Er bittet um die Erlaubnis, neben der hübschen Tochter sich im Deckstuhl niederlassen zu dürfen. Genehmigt. Die Tochter fragt nach den Aussichten auf Frieden. Der Offizier glaubt, ein Jahr werde es wohl noch währen; vielleicht auch länger. Die Mutter: „Wir reisen nach Berlin“. — Der Offizier: „Sollten Sie nicht tun. Sie leiden schon schwer unter

Dunger in Deutschland. Lange werden sie es nimmer aushalten. Sie sind Amerikaner?“ — Die Mutter: „Ja!“ — Die Tochter: „Und meine Mutter ist geborene Französin!“ (Wie stolz!) — Der Offizier verabschiedet sich. —

Der Mann ist amerikanischer Bürger, zurzeit als Theateragent für ein paar Monate in Amerika, stolzer, begeisterter Deutscher. Die Mutter und Tochter hatten sich mit dem Brustum der Begeisterung und Ueberzeugung bisher als unüberwindliche deutsche Patrioten aufgespielt. Der englische Offizier kam, sah — das „Deutsche“ war vernichtet. Wollen sie es so machen mit dem: We intend to try to crush Germany? („Wir wollen versuchen, Deutschland zu zerschmettern!“)

Als sie mir's erzählten — es sah noch eine andere „deutsche“ Frau dabei —, lachte ich und sagte — in deutsch! — „und Sie glaubten das?“ — „Ja, der muß es doch besser wissen als Sie; bitte sprechen Sie nicht deutsch; er könnte es hören!“ (Alles in englisch!) Ich stehe wortlos auf, und leise pfeifend bummle ich auf die Steuerbordseite.

Kein Wort mehr darüber! —

Faer Island, ein wild getürmtes Felsenest, einsam zwischen Schetland und den Orkney-Inseln; herrlich im Sonnenschein schwinnt es auf der leichtstillen, arünen Nordsee.

Kleine Boote dampfen ihre Patrouillensfahrt die Küste entlang. Aus dem Osten tauchen drei Rauchwolken im Meer auf.

Um den englischen Offizier sammeln sich die Leute, besonders Amerikaner, und bemühen sich, in Schmeicheleien auf die englische Navy sich zu übertreffen. Als eine Dame auf die Gefahr der deutschen „submarines“ hinwies, meinte ein Seattler Großkaufmann, natürlich unter beofter Verbeugung gegen den englischen Offizier: „Die amerikanische Handelsmarine kann nirgends sicherer sein als unter dem Schutze der englischen Flotte.“ —

Da ich mir den Magen fürs Mittagessen nicht ganz verderben lassen wollte, gab ich meinen Stuhl auf und aing zum Rastieren.

Es kostet die Gesellschaft pro Tag 7000 Kronen, also, da wir wenigstens mit drei Tagen Aufenthalt rechnen müssen, mindestens 20,000 Kronen, daß die Engländer uns nach Kirkwall schleppen. Die meisten Skandinavier machen finstere Gesichter und halten sich den Engländern fern. Der Kapitän besonders. Er kam nicht zum Mittagessen — und ließ den Engländer auf seinem Plabe sitzen —

So schnell war der Speisesaal nie leer, wie heute; nur die Amerikaner am Kapitänstisch. . .

Die Stewards sind wütend! Lauter Dänen. Sie hatten sich auf „Mittwoch daheim“ gefreut. Wann wird es nun sein? Der Engländer kam in den Waschraum — und wusch mit derselben Seife, die vorher meine Haare gesäubert hatte. Ob's ihm etwas antat? —

Man hat grimmigen Dumor! — — —

Nachmittag. — Es ist wunderbares Wetter. Faer Island versinkt. Im Süden blauen Inseln auf. Fast ununterbrochen steigt an 8 bis 10 Stellen Rauch aus dem Meere auf. Oft sieht man auch das dazugehörige Schiff. Es sind das kleine Trandler, die Minen suchen und Patrouille fahren.

Wir schwenken vor der Einfahrt nach Kirkwall nach Westen ab. Der Lotse, der uns durch die Minenperre führen soll, kommt an Bord.

Wunderbar geht die Sonne in goldenen Lichtfluten über den Orkneys unter. Gewaltige Wolkenberge türmen sich vor ihr auf.

Es ist ein großer, schöner Hafen, in dessen innerstem Winkel Kirkwalls Häuser sich um den Kobigen Kirchturm drängen. Neun Dampfer und ein Segelschiff liegen bereits vor Anker, der Unternehmung entgegenbarrend.

Zwei Tage „mindestens“ sollen wir rechnen, sagt der Engländer —

Es ist „Kapitän's Dinner“, das zu Ehren des Kapitän's vor der Ankunft am letzten Abend gegeben und besonders festlich gestaltet wird: geschmückte Tische, Flaggen, Reden usw. — Der Kapitän selbst fehlt, er läßt sich in seinem Zimmer auftragen! Allgemein fällt das auf als Demonstration gegen die Engländer — sie sitzen auf seinem Platz und daneben. Ein netter „Ehbers“ war, daß die zwei einzigen, zum Tafelschmuck verwendeten Zepelinmodelle auf den Kuchen steckten, die am Kapitänstisch — also vor der Nase der Engländer standen. Sicher eine beabsichtigte Demonstration der Verärgerung Stewards! Besonders die Skandinavier hatten ihre böshafte Freude dran. —

Daß „amerikanische“ Damen mit deutschen Namen, die an Deutschamerikaner verheiratet und auf der Reise nach Deutschland zum Besuch von Verwandten begriffen sind, — „what a treat in society!“ sich so pouffierend und flirtend, geradezu feierend, an die Engländer heranmachten, erregt Achsel-

suchen. Niemand als sie und die entsprechenden Herren ver-  
lehen mit den Engländern. —

Da jeder Tag für die Gesellschaft 7000 Kronen bedeutet,  
wurden die Schiffspapiere noch am Sonntag abend an Land  
geschafft und — am arbeitslosen Sonntag kam der Beamte  
noch heraus, ein lebenswürdiger, älterer Herr, der mit vor-  
nehmer Freundlichkeit väterlich mit jedem seinen Fall be-  
sprach, gar nichts von „Beamtenton“ oder Inquisitionengeist.

Der Klatsch der sich sicher Fühlenden sucht diejenigen zu  
brandmarken, die „heruntermüssen“. Zwischen 1 und 4 schwankt  
die Zahl; ich soll auch darunter sein. Ich lache darüber und  
werde für furchtbar leichtsinnig gehalten, weil ich die haar-  
sträubenden Schwärereien nicht ernst nehme. „Die arme Frau,  
— der arme süße Junge“ —, so wurden sie bedauert, als ob  
ich schon im Konzentrationslager sähe. Daß ich ihnen erkläre,  
ohne meine 100 Zigarren könne ich unmöglich hingehen; auch  
erlaube es meine Frau nicht —, das macht fast durchschlagend  
überzeugenden Eindruck. Die etwas gedrückte Stimmung der  
meisten Reisenden macht lebhafter Heiterkeit Platz, als wir  
„Musiker“ feststellen, daß das Musikprogramm, das auf dem  
„Farewell Dinner“ überschriebenen Menu stand, ausschließlich  
deutsche und österreichisch-ungarische Komponisten aufwies.  
„Omniöööö“ — stöhnte ein Schwede.

15. Februar. Wir liegen im lachenden Frühlingstag vor  
Anker. Die Musik spielt. Die Amerikanerinnen schreiben  
hundert Briefe heim über ihre „Kriegsgefangenschaft“. Zwei  
Dampfer wurden eingeschleppt.

Wir bekommen wieder einmal eine Zeitung, Daily Mail  
vom 12. Februar. In gemeinsamem Ton geht's über die deutsche  
Seeräuberei her: d. h. U.-Bootsblockade. Daneben steht ein  
Artikel, der die Blockade der deutschen Küste verlangt. Dann  
müsse jedes Schiff, neutral oder nicht, Konterbande oder nicht,  
weggenommen werden, das die Blockadelinie durchbrechen  
wolle. Wenn die Deutschen das mit England tun wollen, wird  
das als Seeräuberei bezeichnet, hündisch geschimpft und Ame-  
rika um Hilfe durch Proteste angerufen. Tut's England, so  
ist's „Kulturrettung“.

Soll man weinen, lachen — oder einen sehr schlech-  
ten Regen bekommen? —

Ja so: Daily Mail meldet, daß die Dunnen dem Ver-  
hungern schon sehr nahe sind! Da will ich lieber meinen  
auten Regen für die bevorstehende Fastenzeit erhalten —  
und die Daily Mail — einem Amerikaner zu lesen geben.

Als wir eben um 11 Uhr, behaglich in der Sonne uns  
räkelnd unsere Fleischbrühe tranken, legte das Boot an, das  
uns mit dem Ufer verbindet. Es trägt den bedeutungsvollen  
Namen „Vax vobiscum!“ Ein grauhaariger und weißbär-  
tiger Marineoffizier kam an Deck. Einen Korb brachte er mit,  
vielleicht um auch unser Schiff in seine Sammlung der von  
einer neutralen Länder schübenden englischen Regierung hier  
eingeschleppten Schiffe aufzunehmen? Er blickte sehr kalt  
und härbeißig.

Das erste Opfer, ein „Verdächtiger“, wurde gerufen. Nach  
einer Viertelstunde kam ich dran. Ich will ausführlich davon  
berichten. Es war ein „kritischer“ Fall.

Anwesende: Der Alte, der Hafenbeamte von gestern und  
der 1. Offizier unseres Schiffes, der mir einen Stuhl anbot.  
Der Alte fragte: Sie sind Deutscher. — Ja. — Woher  
kommen Sie? — Honolulu. — Wie lange lebten Sie dort? —  
Wann reisten Sie damals in Deutschland ab? Mit welchem  
Schiff? Was war der ursprüngliche eigentliche (original) Grund  
Ihrer Abreise? — Ausführliche Antwort! Ich sagte ihm, daß  
es nur einen gab und gebe: der Rat des Arztes; siehe Attest!  
— Wann betraten Sie Amerika? — 12. 1. 15. — Warum  
reisen Sie jetzt? Um nicht mehr in die warme Jahreszeit zu  
kommen. Wohin? — Nürnberg. — Wozu? — Erholung; spä-  
ter Pfarrei irgendwo in Deutschland. — Das ist jetzt kein Platz  
zur Erholung, wenn dort Krieg ist (!), zumal dort sehr große  
Not an Lebensmitteln herrscht, das Volk hungert, damit die  
Armee leben kann. Dabei beginnt der Krieg jetzt erst! — Ich  
bekam von meinem Vater ganz andere Nachrichten. — Das mag  
vor 5 bis 6 Wochen noch anders gewesen sein, aber jetzt! Ich  
versteh nicht, daß die sonst in allem so weitblickende deutsche  
Regierung noch nicht sieht, daß jeder Nichtkombattant, der mit-  
ihrt, eine neue Niederlage bedeutet. — Es tut mir leid, ich  
stehe nicht in Verbindung mit der deutschen Regierung, ich kam  
auch nicht zu einer Erörterung der Kriegslage hierher, sondern  
um Ihnen über meine Person Auskunft zu geben, — sagte ich  
lächelnd. — Gut, gut, haben Sie noch etwas zu fragen? wandte  
er sich an den Herrn von gestern, — der nun bezweifelte, daß  
die Photographie auf dem Attest des Gouverneurs von Hawaii,  
daß ich Pfarrer sei, wirklich mich darstelle. Ich konnte nur  
lachen und fragen: Ja, wie soll ich Ihnen nun das beweisen?  
Damals sah ich schlecht aus, vor 11 Wochen! künstliches Licht.  
Ich zeigte ihnen Aufnahmen vom selben Tag und die letzte  
für meinen Paß in New York. Die erkannte er als ähnlich an;

nach längerem Vergleichen der Bilder mit mir, dem Original,  
sah er doch aus, daß „die charakteristischen Züge überein-  
stimmen“. Dabei war er immer sehr freundlich gewesen (der  
Alte: kalt, stechenden Blickes, stolze Ueberlegenheit und Sieges-  
gewißheit). — Er sagte mir mit einem Händedruck: I love it:  
you speak straight forward: Das mag ich gern; Sie reden so  
offen und gerade heraus. — Der Alte reichte mir mit leichter  
Verbeugung die Hand: Ich danke Ihnen; wir mußten Ihnen  
eben diese Schwierigkeiten bereiten! — Damit war ich ent-  
lassen, nachdem der Alte noch vorgeschlagen hatte, man könnte  
ja unter Umständen meine Frau schwören lassen, daß sie mich  
als ihren Gemahl anerkennt. Ich bat sie zu holen und packte  
mein Verehelichungszeugnis, Heimatschein usw. aus, daß ich  
vor den vielen, echten Papieren jeder Zweifel schwand, viel-  
leicht auch Angst wurde. —

Ein kleines Stückchen sei hier gesondert erzählt: Ich fragte  
ihn, als er die mögliche Echtheit des PASSES bezweifelte: „Sehen  
Sie mir nicht an, daß ich die Wahrheit sage? Zumal ich  
Pfarrer bin?“ — Ironisch fragte er gegen: „Wissen Sie, daß  
unser Zollbeamten das Gepäck der Geistlichen viel gründlicher  
durchsuchen als das anderer Leute?“ — Mag sein, hier in Eng-  
land. In Amerika und Deutschland habe ich nie derartiges er-  
fahren.“ — Er sprach von anderem.

(Schluß folgt.)



## Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

In dunkler Nacht.

Es ist späte Nacht. Die Föhnluft strömt wie laue Wellen  
durchs offene Fenster und die Lungen trinken gierig den feuch-  
ten Hauch. Schwarz liegt die Nacht draußen. Unten glänzen  
die Lichter, oben die Sterne. Unruhig alibern sie in der Föhn-  
nacht. Ein Zug rollt durch die Stille. Sonst kein Laut. Kein  
Kraftwagen, kein Fuhrwerk, nur der Zug. Er erfüllt die  
Nacht mit Leben. Wunder schön ist es draußen. Noch immer  
donnert der Zug vorbei. Er scheint kein Ende zu nehmen.  
Endlich begreife ich: das ist eine Reihe von Zügen. Die folgen  
einander so schnell, daß das Rollen und Stampfen des einen  
noch zu hören ist, wenn der nächste kommt, und das Gepolter  
des zweiten untergeht im Lärm des dritten. Sie sausen da  
draußen durch die Dunkelheit — woher, wohin? Und ihre  
Fracht? Menschen in Wehr und Waffen, Pferde, Geschütze,  
Schlachträder. Vielleicht fahren da unten Menschen vorüber,  
an die ich mit Sorae denke, von denen ich seit langem ohne  
Nachricht bin. Keinen Augenblick ruht der Lärm; immer und  
immer rollen die Räder und die Erde schüttert. Verkehrs-  
adern hat man die Bahnen genannt. Wahrhaftig, Adern sind  
sie, durch die Blut rinnt, lebendiges rotes Blut, vom Herzen  
hinausgepumpt in stetem Pulsschlag, nicht zu träge, nicht zu  
eilig. Der ihn regelt, vollbringt Wunderbares und es ist doch  
Menschenwerk. Stunde um Stunde vergeht. Die Luft ist  
durchstränkt von dem Takt der Räder und Maschinen. Zu leben  
ist nichts. Schwarz gähnt die Nacht; unten die Lichter, oben  
die Sterne, und die Züge stampfen: Ihr könnt Euch verlassen;  
wir eilen, wir kommen! Ich grüße die Unbekannten: Zum  
Segen werde Eure Fahrt! Wieviele müssen Kleinstes tun,  
damit das Große werde. Ein Fehler und alles stockt. Ein  
Wagen springt aus dem Geleis; ein Damm gibt nach; eine  
Maschine versagt; ein Zug hält den andern auf und alles steht  
still, und die draußen warten vergebens auf Hilfe. Aber es  
stockt eben nicht. Ein Zug saust hinter dem andern her, neben  
dem andern vorbei, unbeirrt, wie oben die Sterne kreisen —  
und ist doch Menschenwerk. Die Räder da unten bröhnen ein  
Lied von deutscher Kraft und Macht. Wenn immer es durch die  
Nächte hallte, so wie jetzt, kam bald darauf die Kunde: Großes  
ist geschehen! Von wannen wird sie diesmal kommen? Denn  
Vorboten großer Dinge ist der Ton auch heute. Er verfolgt  
mich in meine Träume. Früh morgens ist er wieder da, noch  
da, wie ein Fluß, der immer rauscht, eine Quelle, die nie ver-  
siegt. So wie diese Nacht war es gestern und vorgestern und  
wird es morgen sein. — Tag und Nacht begriffen sich im  
Morgenrot. Schwarz stehen die Wälder, dunkelblau die  
Berge. Gluthäbe ergießen sich über die Schneefelder. In  
den werdenden Tag hinein donnern und stampfen die Räder,  
pocht der Pulsschlag deutschen Lebens. Das Rot verbläht; der  
graue Tag sieht ein. Ein Sägewerk kurr; hier ein Pfiff,  
dort ein Kraftwagen und die Straßenbahn; die Turmuhr  
schlägt — all' diese Töne gleichsam zufällig, nebeneinander, über-  
braut von dem großen Liede deutscher Kraft, wie das Mur-  
meln eines Quellchens von dem Rauschen des Stromes. Der

Tag ist da; die Bäume donnern weiter. Glückauf zur Fahrt in den hellen Tag hinein, ihr unfre Wehr und Zuversicht. Glückauf und siegbarre Wiederkehr!

#### Die Frohmachende.

Ich liebe das Wort Frau um jener tiefinnigen Deutung willen: froh; die Frohmachende. Die Frau ist alles. Die Frau ist nichts. Sie ist eine Orgel, die verstaubt in einer gothischen Halle steht. Die Menge geht vorüber. „Ein herrliches Instrument“, sagt einer, „nur schade — ich bin unmusikalisches“. Ein Stämper zieht die Register — und stümperhaft ist der Ton, den er den hohen Pfeifen entlockt. Ein Künstler phantasiert im Abendchein, unbelauscht von Pöbelohren; die schwebende Sonne wirft durch die bunten Fenster einen mystischen Rosenkranz um das Haupt des Mannes, und wie Sphärenmusik befehligt ihn das Orgelbrausen. „O wundervolles Instrument“, so spricht er, „wie tief und womnevoll bist du, wie rein und zart, wie keusch und trunken, wie sanft und stark — du bist Sehnsucht, du bist Erfüllung, du bist Leidenschaft und bist Vergeltung — o, wer bist du?“ Und die Orgel antwortet: „Ich bin du. Ich bin die Stimme deines Herzens. Ich bin die Melodie deiner Hände. Deine Kraft bin ich und deine Weichheit spiele mich, spiele mich weiter.“ „O“, so spricht der Künstler, „Wunderorgel — so war es denn ich selber, der dich suchst? So war deine Schönheit der Widerschein meines Wunsches? Du hattest alles von mir — du wärest nichts ohne mich — ein stummes Instrument? — O, aber was wäre, denn mein Alles, dürfte ich es nicht in dein Nichts hinüberströmen! Was wären diese Träume und Orgelmelodien in mir, wärst nicht du da, Geliebte, um sie zu empfangen und im Empfangen sie mir erst zu schenken? Ja, du Holde, was wäre aller Reichtum des Himmels und der Erde, was wäre alle Kraft meines jungen Leibes, dürfte ich sie nicht verschwenden. Und wo wären schließlich alle Wonnen des Vergehens, wäre nicht die Frau die Frohmachende? Es ist süß, sich fraglos dahinzuspüren. Aber vielleicht ist es süßer, aus tiefer Ermattung die Augen aufzuschlagen und innig erstaunt zu fragen: „Was hält mich, daß ich nicht unterging im Versinken? Was legt schwebende Arme um mich? Was schenkt mich mir selbst zurück, da ich mich ganz verlor? O du — du — wer bist du?“ „Ich bin das Gefühl deiner Sehnsucht! Ich sammle dich. Ich bin voll von dir. Der Anblick meiner Hülle macht dich reich. Von dir selber, zu dir selber strömst du durch mich in Ewigkeit.“ (Die Tat.)

#### Liebe deutsche Art.

Wohin wir blicken, sieht freis und überall der germanische Genius ein Drittel seiner Kraft aus dem Philistertum, und wird von dem alten Niesen, dem Gedanken, mit welchem er ringt, in den Lüften schwebend erdrückt, wenn es ihm nicht gelingt, zur rechten Zeit wieder den Boden, aus dem er erwuchs, zu berühren. Da wandeln die Sonntagskinder anderer Völker, wie sie heißen mögen, Shakspeare, Milton, Byron, Dante, Ariost, Tasso, Rabelais, Corneille, Molière; sie säen nicht, sie spinnen nicht und sind doch herrlicher gekleidet als Salomo in aller seiner Pracht; in dem Lande aber zwischen den Vogesen und der Weichsel herrscht ein ewiger Weltertag, dampft es immer wie frisch geblühter Ader, und trägt jeder Witz, der aus den fruchtbaren Schwaden aufwärts fährt, einen Erdaeruch an sich, welchen die Götter uns endlich, endlich gesegneten mögen. Sie säen und sie spinnen alle, die hohen Männer, welche uns durch die Zeiten voranschreiten, sie kommen alle aus Nippenburg, wie sie Namen haben: Luther, Goethe, Jean Paul, und sie schämen sich ihres Herkommens auch keineswegs, zeigen gern ein behagliches Verständnis für die Wertstatt, die Schreibstube und die Kartstube, und selbst Friedrich von Schiller, der doch von allen unferen geistigen Helden vielleicht am schroffsten mit Nippenburg und Bunsdorf brach, fühlt doch von Zeit zu Zeit das herzliche Bedürfnis, sich von einem früheren Kanzlei- oder Stammverwandten grüßen und mit einem biedereren „Weißt“ an alte, natürlich-vertraute Verhältnisse erinnern zu lassen.

#### Emmerich.

Es muß vorausgeschickt werden, daß Emmerich außer seines Fabrikdirektorpostens auch eine Brant hatte. Sie hieß Edith und sah genau so aus; das heißt, sie hatte Linie. Ob, sie liebte an ihrem Emmerich vor allem das Monokel — jawohl, das Monokel vor allem! Zu diesem Monokel gehörten freilich noch ein tadellos glatt rasirtes Gesicht, eine sabelhafte Art, sich schiel anzusehen, und ein Paar mit Umsicht und Geist gepflegter Hände. Nun war Emmerich vor Monaten als Landsturmmann zu Armierungsarbeiten einberufen worden. Er hatte während dieser Zeit gearbeitet wie — nun, wie ein Schipper. Endlich hatte er Urlaub erhalten. Und Edith war

ihm entgegengefahren und erwartete ihn auf dem Bahnhof eines nahen Landstädtchens. Der Zug fuhr ein. Drei Leute entfielen ihm. Eine Ältliche Frau mit einer großen Reisetasche, auf deren einer Seite mit bunten Perlen die Worte „Glückliche Reise“ eingestickt waren, während die andere Seite ebenfalls in Perlenchrift, der Name Philomena Mettiasast zierte. Dann ein Mann in einem altmodischen Gebrod, der dem dritten Angekommenen, einem undefinierbaren Individuum mit wildem Vollbart, eine Prise Schnuskiabak anbot, die dieser natürlich breit lachend annahm. Das Individuum war in Feldgrau. Edith verzog nervös den schmalen Mund und dachte: „Gott, er ist ja gar nicht gekommen!“ Und sie maß mit einem Blicke tödlichster Verachtung das Individuum, das lachend auf sie zukam und ihr — welche Frechheit! — winkte. Bei allen Göttern — was wollte nur der Kerl —?! Aber schon fühlte sie ihre zarten Hände von zwei derben und schwierigen Präsen regelrecht umschlossen und gedrückt, so stark, daß sie, die vor Schreck halb tot war, gellend aufschrie. „Aber Edith... Kind —!“ Ein Urwald von Vollbartbaaren grinst sie an. „Geben Sie... oh, so geben Sie doch — Sie — Sie unverschämter Kerl!“ „Aber Edith... du! ... erkennst du mich nicht —?!“ Sie stuchte. Sie wurde blaß. Sie frenate sich an, durch das Gestrüpp des fürchterlichen Bartes hindurchzusehen. Da — Die Arme eines riesigen Gorillas schienen sich um ihren Körper zu legen. „Endlich!“ sagte eine Stimme, die wohl Kraft, aber keinen Wohlklang hatte. Sie schloß die Augen. Deffnete sie. Schloß sie wieder. Und war sehr, sehr glücklich... trotz allem!



#### Luftige Ecke.

Frank war sehr erschrocken während eines heftigen Gewitters und seine Mutter suchte ihn zu beruhigen. „Nabe keine Angst, Kind“, sprach sie. „Der liebe Gott schickt den Sturm, um die Luft zu reinigen und die Pflanzen zu bewässern und um es kühler zu machen. Also laß das Weinen. Es wird dir nicht weh tun, und alles wird besser sein, wenn es vorüber ist.“ — „Du kannst mich nicht anführen, Mama“, verließte Frank unter Schluchzen. „Dasselbe hast du auch gesagt, als du vorige Woche mit mir zum Zahnarzt gingst.“

Die junge Mutter schlich sich leise nach oben, um nachzusehen, ob ihr kleiner Sohn ruhig schlafte. Auf der Schwelle halt machend, sah sie ihren Gatten bei der Wiege stehen, den ernsten Blick auf das Kind gerichtet. Der Mutter traten die Tränen in die Augen und sie dachte: „Wie lieb doch Friedrich den Jungen hat.“ — Just dann wandte sich ihr Gatte um und sah sie. „Amelia“, sprach er, „ich kann nicht begreifen, wie in aller Welt man eine solche Wiege für dreißig Mark liefern kann.“

„Braun, kennen Sie die Dame dort drüben auf der anderen Seite der Straße?“ fragte Schmidt. — „Warten Sie mal“, antwortete Braun, „die sieht mir allerdings sehr bekannt aus. Das ist das Kleid meiner Frau, der Out meiner Tochter, der Schirm meiner Schwiegermutter. Ja, es ist unsere Köchin.“

Er war ein großer gewichtiger Herr aus Berlin und machte sich während seines Aufenthalts in dem Hotel der kleinen Stadt nach Kräften unbeliebt. Besonders dem Hausdiener hatte er keine Meinung über ihn nicht vorenthalten. Am letzten Morgen seines Aufenthalts rief er diesen Hausdiener zu sich und sprach: „Beforschen Sie mir zwei Plätze nach Berlin und treffen Sie mich auf dem Bahnhof mit den Fahrkarten. Ich wünsche den einen Platz zum Essen und den anderen um meine Hülfe daraufzulegen.“ — Die Fahrkarten wurden ihm übergeben lust bevor der Zug abging. Der eine der Plätze war in Wagen Nr. 3, der andere in Wagen Nr. 4.

Jung Arthur war frohen Mutes zu seiner ersten Gesellschaft gegangen, nachdem er seiner Mutter versprochen hatte, daß er alle Speisen ablehnen würde, wenn sie ihm zum zweiten Male angeboten würden. Als Erfrischungen gereicht wurden, frante ihn die Dame des Hauses, die sah, wie schnell er sein Vanille-Eis verschwinden ließ: „Willst du nicht noch etwas nehmen, Arthur?“ — Der kleine Bursche blickte schlau lächelnd zu ihr auf. „Ich habe Mama versprochen, ich würde das zweite Mal nichts nehmen“, sprach er, „aber wenn Sie mich zum dritten Male bitten, denke ich, wird nichts dagegen einzuwenden sein.“

„Bin ich aut genug für dich?“ seufzte der Liebhaber. — „Nein“, war die offenerzige Antwort des jungen Mädchens, „das bist du nicht, aber du bist zu aut für ein anderes Mädchen.“